

Zeitschrift: Publikationen der Arbeitsgruppe für Kriminologie
Herausgeber: Schweizerisches Nationalkomitee für geistige Gesundheit ;
Arbeitsgruppe für Kriminologie
Band: - (1986)

Artikel: Schule und Suizid
Autor: Fatke, Reinhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1051036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schule und Suizid

Reinhard Fatke

Einen Zusammenhang zwischen Schule und Suizid herzustellen, erscheint gewagt und provoziert gewöhnlich starke Abwehrreaktionen. Mit Suizid will die Schule nach Möglichkeit nichts zu tun haben. Das kommt sowohl darin zum Ausdruck, daß in der Schule der Suizid in der Regel gar nicht thematisiert wird (wie der Tod generell; vgl. *Neulinger* 1975), als auch darin, daß im Fall eines konkreten Suizids oder Suizidversuchs eines Schülers die Schule als Institution oder die vorgesetzten Behörden jeglichen Anteil an diesem Geschehen weit von sich weisen. Entsprechend sucht man in einschlägigen Darstellungen oder Nachschlagewerken über die Schule meist vergebens nach Hinweisen auf die Suizidproblematik.

Und doch flammen in der Öffentlichkeit immer wieder heftige Diskussionen darüber auf, ob und wie sehr die Schule in dies Geschehen verwickelt ist, ob sie Ursache oder nur ›Auslöser‹ oder aber ganz unbeteiligt sei. Solche Diskussionen entzünden sich stets aufs neue an mehr oder weniger groß aufgemachten und zu Zeiten der Zeugnisverteilung meist gehäuft erscheinenden Presseberichten über Suizide von Schülern.

Die letzte breite Diskussion dieser Art in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit wurde Anfang der 80er Jahre von der sechsteiligen Fernsehserie ›Tod eines Schülers‹ ausgelöst (*Stromberger* 1981). Aber wie viele frühere war auch diese Diskussion – abgesehen davon, daß zumindest in Ansätzen ein breiteres Bewußtsein von der Problematik des Schülersuizids geschaffen wurde – letztlich wenig ergiebig. Im Grunde treffen immer wieder die gleichen, nicht näher begründeten Argumente und Gegenargumente aufeinander, welche bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts in einer Kontroverse zum gleichen Thema mit ähnlicher öffentlicher Resonanz ausgetauscht wurden. Auf der einen Seite wird eine massive Anklage gegen die Schule erhoben:

›Die Schuld liegt beim System! Die Ansprüche an die geistige und moralische Kraft der Jugend sind zu groß, das Lehrverfahren mit seinem Pensenzwang und Examensnöten ist zu schematisch, zu starr und gewaltsam, und als Folge davon: das Verhältnis von Lehrern zu Schülern ist falsch. Der Lehrer ist zu sehr Vorgesetzter, zu sehr schroffer Kompagniechef, zu wenig Freund, Berater – Vater!‹ Und: ›... zu ertragen ist unsre Schule doch

eigentlich für niemanden. Wenn die Jugend nicht mit einer guten Portion von Leichtsinn und mit einer schier unverwüstlichen Lebensfreudigkeit ausgestattet wäre, so würde sie nicht einzeln, sondern in Gruppen den Tod suchen« (*Gurlitt* 1908).

Die Gegenseite verwahrt sich gegen solche Anklagen, indem sie behauptet, »die thatsächlichen Ursachen« lägen in ganz anderen »Grundbedingungen«, nämlich »in den Abstammungsverhältnissen, in dem degenerativen Charakter, in der Konstitution, in den sozialen Verhältnissen der Kinder und in den Einflüssen der häuslichen Erziehung« (*Baer* 1901).

Kontroversen über dies Thema werden in der Regel mit soviel Emotionen geführt, daß eine nüchterne und unbefangene Klärung des möglichen Zusammenhangs von Schule und Suizid kaum erfolgen kann und bislang auch nicht vorgenommen worden ist. Für eine solche Klärung bedarf es allerdings solider und differenzierter Untersuchungen. Da diese bisher noch nicht in der notwendigen Gründlichkeit durchgeführt worden sind, kann dieser Beitrag eine solche Klärung noch nicht leisten. Wohl aber kann er versuchen, die Problematik des Zusammenhangs von Schule und Suizid sachlich zu erörtern, den Kern der Argumente und Gegenargumente herauszuarbeiten und gegeneinander abzuwägen, so daß zumindest eine Grundlage geschaffen wird, auf der dann weitere Erhellungen, unvoreingenommene Diskussionen und auch empirische Forschungen möglich sind.

Diese Einschränkung in der Zielsetzung des Beitrags spiegelt nicht nur die relative Dürftigkeit des wissenschaftlichen Erkenntnisstandes zu dieser Problematik wider, sondern ist auch eine Folge der Tabuierung, welcher der Suizid wie kaum eine andere menschliche Handlung in unserer Gesellschaft – oder allgemeiner: in unserem Kulturkreis – ausgesetzt ist.

Belege dafür gibt es in großer Zahl: angefangen von der Tatsache, daß es kaum verlässliche, geschweige denn ausdifferenzierte Statistiken über die Häufigkeit von Suiziden gibt, bis zur Weigerung einer großen deutschen Tageszeitung, eine Todesanzeige abzudrucken, in der bemerkt wird, der betreffende Jugendliche habe sich das Leben genommen – wobei die Zeitung ihre Weigerung wörtlich folgendermaßen begründete: »Leser würden Anstoß an dieser Anzeige nehmen. Im übrigen spricht man so etwas nicht aus; man sagt, es handle sich um einen tragischen Schicksalsschlag.« (Den vielfältigen Gründen für die Tabuierung, unter denen vermutlich unser nichtbewältigtes Verhältnis zum Tod eine vorrangige Rolle spielt, kann hier nicht weiter nachgegangen werden; s. dazu *Dubitscher* 1955; *Alvarez* 1974).

Die Auswirkungen der Tabuierung sind überall spürbar: nicht nur beim Versuch, exakte Zahlen zu erhalten, sondern auch bei Bemühungen, Verursachungszusammenhänge empirisch aufzuklären und präventive Maßnahmen zu ergreifen.

Angesichts dieser Sachlage muß es als ein Wagnis erscheinen, sich auf wissenschaftliche Weise mit der Problematik auseinanderzusetzen. Wenn der Versuch dennoch unternommen werden soll, dann vor allem aus folgenden Überlegungen heraus:

(1) Mit einem Wort Goethes (aus dem 13. Buch von »Dichtung und Wahrheit«) läßt sich das Wagnis folgendermaßen begründen: »Der Selbstmord ist ein Ereignis der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt sein, als da will, doch einen jeden Menschen zur Teilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß.« – Nur durch eine offene Auseinandersetzung mit diesem Thema kann das Ausmaß der Tabuierung abgebaut werden, welche erheblich zur Suizidproblematik beiträgt, indem sie Menschen in Not die nötige Beachtung verwehrt.

(2) Die Wissenschaft muß sich immer da besonders herausgefordert fühlen, wo – aus welchen Gründen immer – ihr Erkenntnisstand noch lückenhaft ist, bzw. dort, wo empirische Befunde oder theoretisch plausibel begründete Argumente ersetzt werden durch ungeprüfte Annahmen oder ideologisch gefärbte Behauptungen – wie dies in Diskussionen über den Schülersuizid besonders häufig der Fall ist. – Wenn noch keine gesicherten Aussagen vorliegen, dann ist es die vorrangige Aufgabe der Wissenschaft, das Problemfeld so zu durchdringen, daß zumindest präzisere Fragen gestellt werden können. Gewiß liegen bereits zahlreiche gewichtige Theorien und Befunde über suizidales Geschehen vor (aus der Psychologie, der Psychiatrie, der Psychoanalyse, auch aus der Soziologie, Sozialökologie u.ä.); jedoch nur sehr selten wird dabei dem Suizid im Jugendalter eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Und die Zusammenhänge zwischen Schulerfahrungen und Suizid sind bislang noch gar nicht untersucht worden, wenn man einmal von wenig ergiebigen Veröffentlichungen absieht, in denen lediglich mehr oder weniger ungenaue Zahlen von Schülersuiziden, aufgegliedert nach noch ungenauer bestimmten »Motiven«, mitgeteilt werden. – Gerade hier aber ist die Pädagogik als Wissenschaft gefordert, und deshalb läßt sich als dritte Überlegung, aus der heraus das Wagnis unternommen werden soll, die folgende anführen:

(3) Neben den Fragen, die die genannten anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu beantworten versuchen (also beispielsweise Fragen nach dem Zusammenhang von Suizidraten mit gesellschaftlicher Anomie bzw. Statusintegration aus der Sicht der Soziologie oder mit der Wohn- und Arbeitssituation aus der Sicht der Sozialökologie; oder Fragen nach dem Zusammenhang von Suizid und Konstitution aus der Sicht der Medizin; oder von Suizid und Depression aus der Sicht der klassischen Psychiatrie; oder von Suizid und narzißtischer Krise aus der Sicht der Psychoanalyse usw.), neben allen solchen Fragen läßt sich die spezifische Aufgabe der Erziehungswissenschaft im Hinblick auf unser Thema darin bestimmen,

in diesem Zusammenhang danach zu fragen, ob die Schule zum Suizid von Schülern beiträgt, und wenn ja, wie sich dieser Beitrag genauer bestimmen läßt – freilich nicht in Prozenten an der Gesamtverursachung, sondern wie die Wirkung schulischer Faktoren auf suizidale Handlungen von Schülern konzipiert werden kann.

Ferner ist von der Erziehungswissenschaft zu erwarten, daß sie im Anschluß an ihre Analyse aufzeigt, was im erzieherischen Handlungsfeld getan werden kann, um künftige Suizide nach Möglichkeit zu verhindern.

Aus den genannten Überlegungen ergibt sich für das weitere Vorgehen folgendes: Es muß darauf verzichtet werden, vorliegende soziologische, psychologische, medizinische oder andere Theorien des Suizids zu referieren und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Vielmehr konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auf die erwähnte Frage nach dem Einfluß schulischer Faktoren auf suizidale Handlungen. Das impliziert die Hoffnung auf das interdisziplinäre Gespräch, das bei einem Thema wie diesem unerläßlich ist und an dem sich Pädagogen bisher, wenn überhaupt, meist nur defensiv-apologetisch beteiligt haben – in dem Sinne, daß sie jegliche Mitverantwortung der Schule bei Schülersuiziden bestritten und, je nach Orientierung, auf die Familienverhältnisse, den psychischen Gesundheitszustand des Suizidanten, die Gesellschaft im allgemeinen o.ä. verwiesen haben.

Die weiteren Ausführungen gliedern sich in drei Schritte:

Zunächst soll das Ausmaß von Schülersuiziden kurz skizziert werden, damit eine Grundlage für das Verständnis der weiteren Überlegungen gegeben ist.

Sodann soll versucht werden, mit Hilfe neuerer Schüleruntersuchungen die These zu prüfen, daß die Schule tatsächlich zu Schülersuiziden beiträgt, wobei auch auf Einwände gegen diese These eingegangen werden soll.

Schließlich soll ausschnitthaft umrissen werden, welche Veränderungen im Raum der Schule eingeleitet werden müßten, um das Ausmaß von Schülersuiziden zu reduzieren.

1. Zur Häufigkeit von Schülersuiziden

Jährlich sterben in der Bundesrepublik Deutschland – nach Angaben des Statistischen Bundesamtes – rd. 14.000 Menschen durch Suizid. Das entspricht einer Suizidrate von ungefähr 22 pro 100.000 der Bevölkerung. In Wirklichkeit dürfte diese Rate jedoch wesentlich höher liegen, da, wenn die Umstände es irgend zulassen, ein Suizid eher als natürlicher oder als Unfalltod ausgegeben wird. Dazu zählt der berühmte »goldene Schuß« von Heroinabhängigen genauso wie das tödliche Aufprallen mit dem Auto

oder Motorrad auf einen Brückenpfeiler oder einen Baum ohne irgendwelche Bremsspuren und ohne erkennbare äußere Einwirkungen auf das Geschehen. Es kommt ferner hinzu, daß, falls ein Suizidversuch erst auf dem Umweg über eine Verletzung, Vergiftung oder sonstige Erkrankung zum Tode führt, auch in Krankenhäusern zumeist nur der letztgenannte Anlaß als Todesursache angegeben wird. Die Gründe dafür liegen nicht nur in der Scham der Hinterbliebenen und ihrer Angst vor sozialer Ächtung, sondern zum Teil auch in versicherungs- und sozialrechtlichen Bestimmungen. – Die World Health Organization (1968) schätzt daher, daß nur ein Viertel bis zur Hälfte aller Suizide registriert wird.

Die Zahl der Suizidversuche ist noch wesentlich höher, läßt sich aber noch weniger exakt bestimmen, denn sie werden von keiner bestehenden Statistik erfaßt. Die Schätzungen differieren sehr stark. Hier geht die WHO davon aus, daß die Suizidversuche die Suizide um ein Zehnfaches übersteigen.

Konkretisiert auf die Gruppe der Jugendlichen, bedeutet dies: Von den Zehn- bis Fünfzehnjährigen sterben pro Jahr etwa 70 durch Suizid, und etwa 400–700 verüben einen Suizidversuch. Von den Sechzehn- bis Zwanzigjährigen sterben pro Jahr ungefähr 600 durch eigene Hand; die Zahl der Suizidversuche beträgt ungefähr 5.000. Während die allgemeine Suizidrate ungefähr gleichgeblieben ist, ist in den genannten Altersgruppen in den letzten zehn Jahren ein Anstieg um ungefähr 50 % mit stetig zunehmender Tendenz zu verzeichnen. In der Altersgruppe der Sechzehn- bis Zwanzigjährigen ist der Suizid sogar zur zweithäufigsten Todesursache nach den Unfällen geworden. Die gleiche Entwicklung gilt auch für die Schweiz. Hier beträgt die Rate der Suizide, bezogen auf 100.000 Einwohner, in der Altersgruppe der 15 bis 24jährigen 11,7. Damit liegt die Schweiz – zusammen mit der Bundesrepublik Deutschland und Österreich – nach Ungarn, der Tschechoslowakei und Japan an der Spitze nicht nur in Europa, sondern in der Welt.

Alle Zahlenangaben aber stehen unter dem gleichen Vorbehalt, den bereits das Statistische Amt in Berlin im Jahre 1898 so formuliert hat: »Es gilt von den Kinderselbstmorden in einem noch viel höheren Grade, was die meisten Berufsstatistiker von den Angaben über den Selbstmord überhaupt anzugeben belieben. Die Zahl...ist notorisch unvollständig, da in einer Anzahl von Fällen die Tatsache des Selbstmordes nicht bekannt wird, und Fälle wahrscheinlich nicht nur in den Rubriken der »äußeren Einwirkung«, sondern auch unter solchen Todesarten enthalten sind, welche nicht eine wohl definierbare Krankheitsbezeichnung führen.«

Der größte Teil der knapp 700 registrierten Suizide im Alter von 10–20 Jahren sind Schülersuizide allein aufgrund der Tatsache, daß die Jugendlichen meist bis 15 Jahren, ein großer Teil von ihnen bis 18/19 Jahren die Schule besuchen. Nun wäre es für unsere Fragestellung wichtig, zu wis-

sen, ob in den genannten Altersgruppen der Jugendlichen die Schüler signifikant häufiger vertreten sind als die Nichtschüler (also Lehrlinge oder Arbeitslose). Wenn dies nicht der Fall ist, müßte man annehmen, daß eher die in dieser Entwicklungsphase auftretende größere Verletzbarkeit im Zusammenwirken mit Familien- oder Partnerschaftsproblemen den wichtigeren Ausschlag für Suizide geben als die Schulerfahrungen. In dieser Frage aber lassen uns die allgemeinen Statistiken im Stich, weil sie viel zu wenig differenziert sind.

Deshalb sind wir einstweilen angewiesen auf einige wenige Untersuchungen, die jeweils eine bestimmte Population von Suizidanten erfaßt und deren »Motive«, wie es heißt, zu eruieren versucht haben. Jedoch die verfügbaren Untersuchungen sind relativ ungenau in der Bestimmung der Kriterien für die Zuordnung zu einzelnen Motiven; sie vermengen äußere Anlässe (z.B. »Blauer Brief«) und innere Dispositionen (z.B. Depression), und sie trennen nicht zwischen Suizid und Suizidversuch. Die Informationen sind vor allem deswegen so wenig gesichert, weil sie stets im nachhinein rekonstruiert werden müssen: aus Äußerungen Hinterbliebener, aus Abschiedsbriefen, aus Schulzeugnissen oder – im Fall von überstandenen Suizidversuchen – von den Suizidanten selbst. Daß hierbei eher *Verhüllungs-* als *Enthüllungsmechanismen* wirksam werden, dürfte unmittelbar einsichtig sein.

Lungershausen (1966) berichtete beispielsweise in einer Untersuchung über Schülersuizide und -suizidversuche zwischen 1958 und 1964 in Nordrhein-Westfalen, daß bei 37 % der Jugend und 24 % der Mädchen Schulschwierigkeiten ausschlaggebend für die suizidale Handlung gewesen seien. *Kos-Robes* und *Reinelt* (1977) teilen mit, daß bei 35 der 50 von ihnen untersuchten Probanden Schulprobleme zum Suizidversuch führten. Die Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität München (1978) berichtet, daß bei ihrer bayerischen Untersuchung von insgesamt 56 vollendeten Suiziden im Schuljahr 1976/77 die Schule in 31 Fällen eine Rolle spielte.

Eine französische Studie von *Choquet et al.* (1980), die auf der Grundlage einer großen Stichprobe Merkmalcluster gebildet und darauf ein Klassifikationsmodell errichtet hat, in dem die Suizidanten nach ihrer soziodemographischen Situation, der Familiengeschichte und Persönlichkeitsmerkmalen eingeteilt werden, ergibt, daß insgesamt 60 % der untersuchten Population sich charakterisieren lassen als frei von zum Suizid disponierenden Persönlichkeitsmerkmalen (sie zeigten keine Verhaltensprobleme oder psychische Auffälligkeiten, hatten gute bis überdurchschnittliche Intelligenz, waren freilich gelangweilt); außerdem hatten sie ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern.

Bei allen methodischen Vorbehalten gegenüber den Untersuchungen läßt sich dennoch der Hinweis ableiten, daß es unter den Schülersuiziden

eine große Anzahl gibt, bei der keine außerschulischen Verursachungszusammenhänge sichtbar sind, sondern die offenbar überwiegend eine Schulproblematik als Ursache hat. – Wie aber läßt sich diese genauer fassen?

2. Einflüsse der Schule auf Schülersuizide

Wenn die eigentliche Suizidforschung über Jugendliche nicht mehr als diese Hinweise erbringt, dann muß gefragt werden, welche andere Forschung uns weiterhelfen kann. Am ehesten bieten sich neuere Schüleruntersuchungen an, die zwar nicht unter der Frage nach Schülersuiziden durchgeführt worden sind, aber recht genaue Auskunft darüber geben können, wie Schüler heute Schule wahrnehmen, erleben und verarbeiten; zu welchen Einstellungen sich ihre Deutungen schulischer Erfahrung verfestigen und wie all dies ihr Selbstbild, ihr Selbstwertgefühl beeinflusst und zu welchen Verhaltensweisen das führen kann. Daraus lassen sich möglicherweise auch Folgerungen zur Problematik von Schülersuiziden ableiten.

(Um Mißverständnissen vorzubeugen, soll ausdrücklich betont werden, daß die folgende Konzentration auf schulische Faktoren und deren »suizidogene« Wirkungen zunächst nur heuristische Funktion hat und natürlich nicht überdecken soll, daß Suizidhandlungen wie jede andere menschliche Handlung stets multifaktoriell bestimmt werden.)

Allen Schüleruntersuchungen, die jetzt herangezogen werden sollen, ist die genannte Fragestellung gemeinsam. In ihrem methodischen Zugang aber unterscheiden sie sich recht stark voneinander: Eine klassische empirisch-analytische Untersuchung (»Orientierungen bei Oberstufenschülern« von *Sturzebecher u. Mitarb.*, 1982) steht neben einer kasuistisch angelegten Studie (»Subjektive Verarbeitung schulischer Anforderungen und Selbstkrisen Jugendlicher« von *Bietau u. Mitarb.*, 1983); Tiefeninterviews (»Leistung und Versagen« von der Arbeitsgruppe Schulforschung, 1980) sowie »Schule in der Kritik der Betroffenen« von *Beisenherz u. Mitarb.*, (1982) stehen neben detaillierten teilnehmenden Beobachtungen (»Die Schule als Hinterbühne oder Nachrichten aus dem Unterleben der Schüler« von *Zinnecker*, 1978); freie Schüleräußerungen in Aufsatzform (»Schule gehen Tag für Tag« von *Zinnecker* 1982) stehen neben halbstrukturierten Befragungen, die ältere Schüler an jüngeren in der gleichen Schule durchgeführt haben (»Schüler beurteilen Schule« von *Hagstedt u. Mitarb.*, 1980).

Trotz ihrer unterschiedlichen Zugangsweisen stimmen die Untersuchungen in ihren Hauptergebnissen so sehr überein, daß ihre methodische Vielfalt zu einer gegenseitigen Stützung beiträgt. Wenn man dazu

berücksichtigt, daß in diesen Studien Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Altersgruppen und unterschiedlichen Leistungsstandes sowie in unterschiedlichen Schulformen untersucht wurden, ergibt sich ein facettenreiches und gut abgesichertes Gesamtbild. Dies läßt sich zwar in Einzelheiten auflösen, wichtig aber ist, daß die Schüler ein Perzept von Schule haben, das als ein Gesamtkonglomerat verschiedener Einzelzüge die Einstellungen, das Verhalten und das Selbstbild der Schüler prägt.

Die Hauptthemen des schulischen Erlebens, welche unabhängig vom Leistungs- und Gruppenstatus, auch von der Geschlechtszugehörigkeit ist, sind die folgenden: Monotonie/Langeweile/Sinnlosigkeit – Benotung/Beurteilung/Leistungsdruck – Zwang/Kontrolle/Unterwerfung (*Bietau u. Mitarb.* 1983). In den von *Hagstedt* (1980) dokumentierten Schülerreportagen nennen beispielsweise Siebtklässler auf die Frage, was sie im Unterricht *ertragen* müssen, folgendes: Langeweile, schlechte Laune, Gereiztheiten, schwere Fragen, Unruhe, Lärm, Meckereien, Predigten, Verspätungen, schlechte Luft. – Aussagekräftiger als die Nennungen im einzelnen ist die Gegenüberstellung der Frage, worüber sie sich im Unterricht *freuen*. Und da wissen sie nur eines anzugeben: wenn Klassenarbeiten schnell zurückkommen.

Es würde zu weit führen, wenn hier versucht werden sollte, die Studien im einzelnen zu charakterisieren. Erstaunlich und überzeugend aber ist, daß sich ein harter Ergebniskern herauschält, der allen Untersuchungen gemeinsam ist, nämlich, daß die Schule bei mehr als der Hälfte aller Schüler zu einer Erfahrung von Sinnlosigkeit führt. 51 % der insgesamt 1.200 von *Sturzebecher u. Mitarb.* (1982) befragten Schüler gaben an, keinen Sinn in der Schule zu sehen. Selbst die Frage nach einem rein instrumentellen Sinn von Schule (mit Hilfe des Abiturs die Möglichkeit zum Studium zu erhalten) bejahen nur 33 % der Stichprobe. Bei den meisten Schülern hat sich nämlich die Erkenntnis durchgesetzt, die in der Untersuchung der *Arbeitsgruppe Schulforschung* (1980) sehr deutlich zum Ausdruck kommt: Angesichts des großen Schülerbergs und der entmutigenden Lage auf dem Arbeitsmarkt der Bundesrepublik Deutschland hat für die Schüler die lange Durststrecke »Schule und Ausbildung« einen ungewissen Ausgang erhalten; der »Tauschwert« schulischen Lernens für den Eintritt ins Leben ist unsicher geworden, so daß sich Hilflosigkeit, Apathie und Zynismus weit ausgebreitet haben. Daß nicht nur die versagenden, sondern genauso die leistungsstarken Schüler diese Sinnlosigkeit ihrer schulischen Leistungen beklagen und ebenfalls in Apathie und Zynismus verfallen, zeigt nach Aussagen der *Arbeitsgruppe Schulforschung*, daß auch die gelungene Anpassung an das System »pathogen« wirken kann, und es wird gefolgert: »Die Arten und Abarten der psychischen Bewältigung einer solchen unbefriedigenden persönlichen Standortbestimmung reichen

dann von den verschiedensten Fluchttendenzen bis zur Aggression gegen andere und gegen die eigene Person« (*Hurrelmann* 1979).

Bei diesem Tatbestand dürfte es sich um eine epochale Veränderung der Schülersituation handeln, die zumindest in den letzten Jahrzehnten keine Parallelen hat. Zwar fehlen zur Absicherung vergleichbare Untersuchungen aus der Vergangenheit, aber der vorsichtige Schluß scheint begründet, daß die allgemeine Zunahme devianten Verhaltens aller Art in den letzten Jahren hiermit zusammenhängt.

Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß ein Teil der Schüler natürlich weiß, daß es heute sozusagen schick ist, sich kritisch und abfällig über die Schule zu äußern, bleibt der Befund in dieser Eindeutigkeit doch bemerkenswert und zugleich alarmierend. Eine weitere Bestätigung erfährt er durch Untersuchungen darüber, welches Kompensationsverhalten Schüler auf der »Hinterbühne« der Schule entwickeln: heimlich oder offen im Unterricht (Karten spielen, essen u.ä.), auf dem Pausenhof und in den Toiletten (rauchen, Bier trinken, Drogen konsumieren u.ä.), vor allem aber außerhalb der Schule während der Unterrichtszeit; hier leben offenbar ganze Wirtschaften von Vormittagsbesuchen der Schüler. Wie von *Zinnecker* (1978) dokumentiert, entwickeln die Schüler ein großes Arsenal von Taktiken, um den Zumutungen der Schule entweder zu entkommen oder ihnen durch Überschreitung von Verboten selbstbehauptend etwas entgegenzusetzen. Das sind nicht mehr nur die gelegentlichen Streiche, die wir aus der eigenen Schulzeit oder der Pennäler-Literatur kennen, sondern das ist eine regelrechte Subkultur innerhalb der Schule geworden – die von der Schule vielleicht nur deshalb ignoriert oder toleriert wird, weil sie nur auf diese Weise in der bestehenden Form weiterexistieren kann.

Vermutlich leisten die Schüler auf dieser »Hinterbühne« gegen den täglich auf der Vorderbühne erfahrenen Sinnverlust konstruktive Wiederherstellungsarbeit an ihrem Selbstwertgefühl. Es wäre genauer zu prüfen, ob solche Schüler, die den Sinnverlust in Form einer Selbstkrise besonders intensiv erleben und gleichzeitig nicht an diesen Aktivitäten teilnehmen, besonders häufig Suizid begehen, und zwar bei gleichzeitig unauffälligen Sozialkontakten außerhalb der Schule.

Gegen den hier vorgetragenen Gedankengang erhebt sich beinahe zwangsläufig der Einwand, daß, wenn das alles stimmt, ja eigentlich noch viel mehr Schüler Suizid begehen müßten. Und hinter diesem Einwand steht die berechtigte Frage: Muß nicht die spezifische Schulerfahrung zusätzlich auf einen bestimmten Persönlichkeitshintergrund treffen, damit sie zum Suizid führt? Bei der Beantwortung der Frage müssen wir uns jedoch hüten, uns vorschnell mit solchen Erklärungskonzepten zufrieden zu geben wie z.B. einer »krankhaften psychischen Entwicklung« (*Ringel*) oder sich durch die Lebensgeschichte hindurchziehenden »Labi-

lisierungen des narzißtischen Regulationssystems« (*Henseler*) oder einer langanhaltenden, kumulierenden Problemgeschichte (*Jacobs*). In der psychiatrischen Kasuistik sind solche Fälle natürlich ausgiebig dargestellt – wenn auch meist nur Erwachsenensuizide einbeziehend.

Jedoch bei den meisten Schülersuiziden ist vor allem zunächst die Tatsache zu berücksichtigen, daß sich die Schüler im entwicklungsbedingten Stadium einer *Adoleszenzkrise* befinden. Hier sind dem Jugendlichen (mit *Havighurst*) besondere »developmental tasks« aufgegeben, die in Sonderheit darin bestehen, die emotionalen Bindungen zu den Eltern zu lösen und eine eigene Identität auszubilden. Ältere wie jüngere Theorien des Jugendalters – seien sie psychoanalytischer Art wie bei *Blos*, seien sie neoanalytischer Art wie bei *Erikson*, seien sie entwicklungspsychologischer Art wie bei *Ausubel* oder *Havighurst*, seien sie kognitionspsychologischer Art wie bei *Kohlberg* oder *Döbert/Nunner-Winkler* –, alle stimmen darin überein, daß die Adoleszenz einen krisenhaften Verlauf nimmt, während die Jugendlichen nach Antworten auf ihre zentralen Fragen suchen: Wer bin ich? Wie bin ich? Wer möchte ich sein? Für wen hält man mich? Letztlich suchen sie mit diesen Fragen auch nach dem Sinn ihres Lebens.

Krisenhaft ist dieser Prozeß vor allem deswegen, weil die alten Antworten, abgeleitet aus der Orientierung an den primären Bezugspersonen Vater und Mutter, zusammen mit der alten Bindung verworfen, zum Teil gar verächtlich gemacht werden, *ohne* daß schon eine neue Orientierung gefunden und neue Bindungen aufgebaut wären. Dies bringt den Jugendlichen notgedrungen in einen labilen Zustand der Desorientierung, der Bindungsunsicherheit und sozialen Desintegration hinein. Aus dieser Krise kann er nur mit großer Anstrengung und mit viel Risikobereitschaft beim Suchen, Ausprobieren, Sich-Einlassen, Ertragen von Enttäuschungen, Versagen usw. herausfinden in einen Zustand neuer Bindungen und neuer Orientierungen.

Die kognitionsorientierte Theorie der moralischen Entwicklung hat uns außerdem darauf aufmerksam gemacht, daß mit der in der Adoleszenz gegebenen Möglichkeit einer post-konventionellen Orientierung des moralischen Urteils (Stufen 5 und 6 in *Kohlbergs* Schema der moralischen Entwicklung) sich bei manchen Jugendlichen ein Werte-Absolutismus, eine Gerechtigkeits-Unbedingtheit und ein Prinzipien-Rigorismus einstellen, die allen gesellschaftlich-konventionellen Orientierungen vor- oder übergeordnet sind. Zu welchen Erschütterungen kommt es dann im Jugendlichen, wenn er erlebt, wie das Leben um ihn herum, besonders das in der Schule, voller mehr schlechter als rechter Kompromisse, voller Konventionalität ist, also nur von Rollen und Regeln bestimmt, manchmal sogar voller Präkonventionalität in Form der dominierenden egozentrischen und konkret-individualistischen Perspektiven im sozialen Umgang miteinander!

Das alles kann sich vermengen mit der bereits genannten Erfahrung von Sinnlosigkeit und Ohnmacht angesichts der drohenden Berufslosigkeit im Anschluß an die Schule und Ausbildung, so daß sich ein regelrechtes Syndrom von Hoffnungslosigkeit und Sinnleere bildet.

So sind es dann am Ende meist die Empfindsamsten, die in dieser Welt nicht mehr leben wollen und ihrem Leben ein Ende machen. *Herman Nohl* hat in einem Aufsatz über die Jugend und den Alltag (1927) gesagt, »zum Glück« werde dieser »gefährliche Widerspruch« zwischen der Jugendhoffnung auf ein besseres Leben und der Alltagsrealität »nur von den Lebendigsten erfaßt – der Mensch ist ja so erstaunlich genügsam und saugt überall Nahrung, wirklich wie das Moos in der Mauerritze«.

Die identitätslabilisierenden Faktoren, die in der Institution Schule wirksam sind, treffen also auf verschiedene Mechanismen der Verarbeitung und Anpassung. Und nur wo die üblichen Mechanismen der Verarbeitung versagen, kann es zu einer so starken Krise kommen, daß an deren Ende der Suizid steht – vielleicht zum letzten Beweis dafür, daß doch noch über ein Stück Leben autonom verfügt werden kann.

Statt einer Zusammenfassung sollen zum Abschluß dieses Abschnitts einige Fragen formuliert werden, die noch weiterer Aufklärung bedürfen: (1) Wodurch versagen die Mechanismen der Problembearbeitung letztlich? Sind sie nie erworben worden, oder sind sie vielmehr aufgrund noch genauer zu bestimmender Person-Umwelt-Transaktionen unwirksam geworden?

(2) Läßt sich bestätigen, daß Suizidversuche von Schülern öfter einen außerschulischen Verursachungszusammenhang haben, weil mit der Handlung in der Hoffnung auf Hilfemöglichkeiten ein Appell zum Ausdruck kommt (an die Eltern, den Freund o.ä.), vollendete Suizide von Schülern dagegen vorwiegend von den Schulerfahrungen verursacht werden?

(3) Wovon hängt es ab, ob jemand mit gleicher Problemkonstellation Suizid begeht oder drogenabhängig wird oder aus dem gesellschaftlichen Leben aussteigt oder kriminell wird oder noch etwas anderes zur »Pseudolösung« seiner Lebensproblematik unternimmt?

3. Möglichkeiten pädagogischer Intervention

Kann die Schule, die praktische Pädagogik etwas tun, um Schülersuiziden vorzubeugen? Mit dieser Frage soll sich der abschließende Abschnitt noch kurz befassen.

Wenn die vorgetragene pädagogische Analyse richtig ist, dann liegt die wichtigste, aber auch schwierigste Aufgabe darin, die Schule für die Schüler wieder zu einem sinnvollen Erlebnis- und Erfahrungsfeld zu machen.

Wie das im großen und ganzen geschehen kann, weiß heute niemand so recht zu sagen. Es gibt aber eine Fülle von Einzelvorschlägen; sie reichen von stofflicher Entlastung und der Zusammenführung von Kopf- und Handarbeit über die Etablierung eines »Schullebens« bis zur Herabsetzung des Notendrucks und dem verstärkten Einsatz von professionellen Helfern. Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf zwei Gesichtspunkte, wobei aber durchaus betont werden soll, daß auch diese nicht unabhängig von der Situation auf dem Arbeitsmarkt gedacht werden können. Vor allem müßte die Schule unabhängig von der Lage auf dem Arbeitsmarkt zu einem Erlebnisfeld eigener Art gemacht werden, in dem intellektuelle und soziale Erfahrungen gleichwertig verbunden sind.

(1) Die Schule ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten immer stärker zu einem Binnenraum geworden, in dem die Schüler – abgeschlossen von der sog. Welt draußen – einen Großteil ihrer Zeit verbringen. Die Erwachsenen in der Schule vermitteln ihnen nicht diese Außenwelt, sondern sind überwiegend reine Informatoren über einen Stoffkanon, der im Grunde nur für den sehr kleinen Teil von Gelehrtenschülern konzipiert ist.

Mit dieser Problematik hat sich die Schule heute vorrangig auseinanderzusetzen. Sie muß versuchen, Ernstsituationen zu schaffen, in denen Schüler authentische Erfahrungen machen können. Das kann beispielsweise dadurch gelingen, daß sich die Schule, und zwar jede einzelne auf ihre Weise je nach den gegebenen Bedingungen und Möglichkeiten, in die Nachbarschaft hinein öffnet und so etwas wie ein gemeinwesenorientiertes Lern- und Kulturzentrum wird. Damit ist nicht gemeint, daß die Schule sich auflösen soll in eine offene, allein von den Problemen des nachbarschaftlichen Alltags bestimmte Einrichtung, denn damit würde sie nicht nur gegenüber der im Alltag vorherrschenden und immer viel perfekteren Medienkultur und den ökonomisch-kommerziellen Mächten hoffnungslos ins Hintertreffen geraten, sondern am Ende verlöre sie auch ihre politische und pädagogische Legitimation. Vielmehr muß Schule wirklich Schule bleiben, d.h. sie muß – wie *Herman Nohl* es in einem anderen Aufsatz über »Schule und Alltag« von 1929 so bündig formuliert hat – »eine Werkstätte der Vergeistigung des selbstgelebten Lebens dieser Jugend... sein und dieses chaotischen, aber von Aufgaben erfüllten und nach Gestaltung verlangenden Daseins, in dem sie Schicksal verantwortlich erfüllen soll«. Mit anderen Worten: Die konkreten Lebenserfahrungen der Schüler müssen immer wieder zum Ausgangspunkt von Bildungsprozessen gemacht werden, die im – sowohl kognitiven als auch manuellen als auch sozialen – Durchdringen des Erfahrenen mit Hilfe der Wissenschaften zusätzlich der handwerklichen Betätigung und der Geselligkeit bedürfen.

Öffnung in die Nachbarschaft hinein bedeutet Arbeiten in Projekten, in denen Schüler qualitativ andere Erfahrungen machen können, sozusagen

die Wirklichkeit aus erster, statt aus zweiter Hand erleben. Öffnung in die Nachbarschaft hinein bedeutet auch, daß Eltern und andere Erwachsene als Laienpädagogen zugelassen werden, indem sie ihre spezifischen Lebenserfahrungen, ihr Können und ihre Ressourcen zur Gestaltung des Unterrichts beisteuern. Schulen könnten Kooperativen mit dem Jugendzentrum, dem Technischen Hilfswerk, der Feuerwehr, mit Handwerksbetrieben, Vereinen usw. bilden. Lernen und Arbeiten ließe sich auf diese Weise verbinden und wäre nicht beschränkt auf einzelne Unterrichtsfächer, wie z.B. Arbeitslehre, Textiles Werken oder den naturwissenschaftlichen Unterricht.

Gerade in der heutigen Schülerschaft ist die Bereitschaft, sich in ihrem unmittelbaren Lebensraum zu engagieren, kommunale Initiativen zu gründen und zu stützen, größer denn je. Sie möchten sich als tätige und wirksame Subjekte erfahren. Das ist die Chance für Veränderungen der inneren Schulgestaltung.

(2) In letzter Zeit ist es üblich geworden, für jedes Jugendproblem den entsprechend ausgebildeten Spezialisten zu fordern: Berater für Schullaufbahnprobleme wie für Suchtprobleme; Fachleute für Delinquenzprophylaxe genauso wie für Suizidprävention. Es soll hier nicht auf die in den vergangenen Jahren heftig diskutierte Helferproblematik eingegangen werden, aber es soll doch betont werden, daß wir gut ausgebaute und funktionierende Zentren zur Behandlung psychosozialer Probleme verschiedenster Art brauchen. Dennoch darf darüber nicht vergessen werden, daß bei allen Schülerproblemen, die im Rahmen der Schule entstehen oder dort verstärkt werden, also auch beim Problem von Schülersuiziden, vorrangig die *Lehrer* besser aus- und fortgebildet werden müssen, damit sie für die Schwierigkeiten ihrer Schüler empfindsam sind und pädagogisch angemessen darauf reagieren können. Bereits 1931 brachte *Fritz Redl* diesen Gedanken auf die Formel: »Wir werden uns auf die Dauer nicht damit begnügen können, der Schule ein Spital dazuzubauen, für die, die in ihrem Rahmen krank geworden sind. Wenn uns um eine Verbesserung unserer Schule zu tun ist, dann werden wir es erreichen, daß sie *selbst* instandgesetzt wird, die entsprechenden Vorkehrungen zu treffen, die die Entfaltung eines gesunden Seelenlebens mit der nötigen Sicherheit garantieren können.«

Gerade indem Lehrer für die Suizidproblematik sensibilisiert werden, beispielsweise durch Konsultation oder Supervision oder durch Training ihrer sozialen Wahrnehmungsfähigkeit, kann auch ein Stück der mächtigen Tabuierung abgebaut werden, die durch das Ausbreiten eines Schweigemantels sogar über Ankündigungen eines Suizids dazu beiträgt, daß Jugendliche mit ihren Nöten alleingelassen werden.

Und selbst wenn Lehrer sich innerlich weigern, die suizidfördernde Wirksamkeit von schulischen Faktoren anzuerkennen, und sich statt dessen mit dem Gedanken beruhigen, es seien andere Kräfte außerhalb der Schule, die Schüler zum Suizid treiben, dann könnten sie sich dennoch nicht der Einsicht verschließen, die *Sigmund Freud* schon 1910 in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung bei der Diskussion über Schülersuizide folgendermaßen ausgedrückt hat: »Die Schule soll aber mehr leisten, als daß sie die jungen Leute nicht zum Selbstmord treibt; sie soll ihnen Lust zum Leben machen und ihnen Stütze und Anhalt bieten in einer Lebenszeit, da sie durch die Bedingungen ihrer Entwicklung genötigt werden, ihren Zusammenhang mit dem elterlichen Hause und ihrer Familie zu lockern.«

Reinhard Fatke
Prof. Dr. an der Universität Freiburg
Lehrstuhl für Sozialarbeit
Rue St-Michel 14
1700 Freiburg (Schweiz)

Literatur

- Alvarez, A.*: Der grausame Gott. Eine Studie über den Selbstmord, Frankfurt a.M. 1974
- Arbeitsgruppe Schulforschung*: Leistung und Versagen. Alltagstheorien von Schülern und Lehrern, München 1980
- Ausubel, D.P.*: Das Jugendalter. Fakten – Probleme – Theorie, München 1968
- Baer, A.*: Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter. Eine social-hygienische Studie, Leipzig 1901
- Beisenherz, H.G., et al.*: Schule in der Kritik der Betroffenen, München 1982
- Bietau, A., et al.*: Subjektive Verarbeitung schulischer Anforderungen und Selbstkrisen Jugendlicher – Schülerfallstudien und deren vergleichende Interpretation. Zwischenbericht des Forschungsprojekts »Das Selbstbild Jugendlicher in Schule und Subkultur« für die Deutsche Forschungsgemeinschaft (unveröff. Ms.), Essen 1983
- Blos, P.*: Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation, Stuttgart 1973
- Choquet, M., et al.*: Suicide and attempted suicide among adolescents in France, in: Farmer/Hirsch (Eds.): The Suicide Syndrome, London 1980, 73–89
- Döbert, R./Nunner-Winkler, G.*: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften, Frankfurt a.M., 1975
- Dubitscher, F.*: Der Suizid, Stuttgart 1955
- Erikson, E.H.*: Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel, 3. Aufl. Stuttgart 1980
- Fatke, R.*: »Betet für mich, Gott wird mir verzeihen...« – Zum Problem des Suizids bei Jugendlichen, in: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (1984), 16–24
- Freud, S.*: Zur Einleitung der Selbstmord-Diskussion (1910), in: Freud, S.: Gesamte Werke. Bd. VIII, London 1945, 61–63
- Gurlitt, L.*: Schülerelbstmorde, Berlin 1908
- Hagstedt, H./Hildebrand-Nilsson, M. (Hrsg.)*: Schüler beurteilen Schule. Analyse und Interpretation von Dokumenten zum Schulalltag aus dem Blickwinkel von Schülern, Düsseldorf 1980
- Havighurst, R.J./Taba, H.*: Adolescent Character and Personality, New York 1948
- Heinze, Th.*: Schülertaktiken, München 1980
- Henseler, H.*: Narzißtische Krisen. Zur Psychodynamik des Selbstmords, Reinbek 1974
- Hurrelmann, K.*: Schulversagen und Orientierungskrise, in: betrifft: erziehung 13 (1980), H. 4, 28–31
- Jacobs, J.*: Selbstmord bei Jugendlichen. Erklärung – Verhinderung – Hilfe, München 1974
- Kohlberg, L.*: Stufe und Sequenz: Sozialisation unter dem Aspekt der kognitiven Entwicklung, in: Kohlberg, L.: Zur kognitiven Entwicklung des Kindes, Frankfurt a.M., 1974, 7–225
- Kos-Robes, M./Reinelt, T.*: Zum Schülerelbstmord, in: Biermann, G. (Hrsg.): Kinder im Schulstreß (Beiträge zur Kinderpsychotherapie. Bd. 24.), München/Basel 1977, 110–119

- Lungershausen, E.*: Suicide und Suicidversuche bei Schülern, in: Zeitschrift für Präventivmedizin 11 (1966), 414–433
- Neulinger, K.-H.*: Schweigt die Schule den Tod tot? Untersuchungen – Fragestellungen – Analysen, München 1975
- Nohl, H.*: Die Jugend und der Alltag. Ein Beitrag zur Lebenskunde der Jugendlichen (1927), in: Nohl, H.: Pädagogik aus dreißig Jahren, Frankfurt a.M. 1949, 98–111
- Nohl, H.*: Schule und Alltag (1929), in: op. cit., 112–123
- Redl, F.*: Erziehungsberatung in der eigenen Klasse (1931), in: Redl, F.: Erziehungsprobleme – Erziehungsberatung, München 1978, 43–89
- Ringel, E.*: Der Selbstmord – Abschluß einer krankhaften psychischen Entwicklung, Wien 1953
- Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 23. Jahrgang, Berlin 1898
- Stromberger, R.*: Tod eines Schülers, München 1981
- Sturzebecher, K., et al.*: Orientierungen bei Oberstufenschülern, Opladen 1982
- Universität München – Sozialwissenschaftliche Fakultät*: Ursachen von Schülersuiziden in Bayern – Kurzfassung, München 1979
- World Health Organization*: International Classification of Diseases, Genf 1968
- Zinnecker, J.*: Die Schule als Hinterbühne oder Nachrichten aus dem Unterleben der Schüler, in: Reinert, G.-B./Zinnecker, J. (Hrsg.): Schüler im Schulbetrieb. Berichte und Bilder vom Lernalltag, von Lernpausen und vom Lernen in den Pausen, Reinbek 1978, 29–121
- Zinnecker, J.*: Schule gehen Tag für Tag. Schülertexte, München 1982

Résumé

Le comportement suicidaire est entouré, dans notre société, d'un tabou général; cela est encore plus le cas lorsqu'il s'agit du suicide des jeunes. Lorsque le problème concerne le suicide d'écopiers, d'autres mécanismes de défense apparaissent encore: en règle général, l'école rejette toute forme de responsabilité dans ce domaine et renvoie à des causes d'origine familiale ou extra-scolaire en se référant à des explications traditionnelles d'ordre psychiatrique.

Notre propos sera de soulever la question qui, dans le passé, a déjà fait l'objet de controverses, à savoir: existe-t-il un rapport entre l'école et le comportement suicidaire d'écopiers, en d'autres termes comment peut-on concevoir l'impact de facteurs scolaires sur le comportement suicidaire d'écopiers? Cette question sera abordée en faisant abstraction de toute controverse émotionnelle et notre propos se veut une réflexion sereine à propos des recherches et des conceptions théoriques qui sont à disposition.

Dans le domaine des rapports entre l'école et le suicide, il n'existe que des recherches partielles et très souvent celles-ci souffrent de défauts du point de vue méthodologique. Il n'en reste pas moins que l'on peut en déduire, de manière fondée, que parmi les suicides d'écopiers il existe un nombre non négligeable de suicides qui ne peuvent s'expliquer par des facteurs extra-scolaires et qui doivent donc être mis en rapport avec des causes liées à l'école. Nous présenterons ces recherches, après avoir donné un aperçu sur la fréquence des suicides chez les écopiers. On complétera cette présentation en se rapportant à des recherches plus récentes concernant la manière dont les écopiers perçoivent l'école, la vivent et la maîtrisent, et dont leur image de soi et leur sentiment des valeurs sont influencés par leur expérience de l'école.

Les résultats donnent une image alarmante: l'école représente – également pour les bons élèves – une expérience vide de sens et un lieu de contrainte. Si une telle expérience se combine avec une crise d'adolescence particulièrement problématique, le danger de suicides augmente sérieusement. L'école ne peut continuer de fermer les yeux devant ce phénomène!

En conclusion, on voudrait rendre attentif à deux possibilités directes et immédiates d'intervention pédagogique: l'école doit se transformer en un lieu de vie spécifique qui permette aussi bien des expériences d'ordre intellectuel que social. Et plutôt que de faire appel à des spécialistes, il convient de sensibiliser les enseignants, au niveau de leur formation, de la formation continue, au moyen de consultations, de supervision et d'exercices, à toute la question du suicide afin qu'ils puissent intervenir rapidement et aider efficacement lorsque apparaît un danger de suicide.

